



Horst Carl

Gießener „Geschichtsdeuter“*

Wenn eine Ringvorlesung „Gießener, die Geschichte schrieben“ heißt, so ist damit nicht nur gemeint, dass es um diejenigen geht, die als Berühmtheiten in die Geschichtsbücher eingegangen sind, sondern es geht auch um diejenigen, die sie in die Geschichtsbücher hineingeschrieben haben – also die Historiker. Deren Profession ist es, Geschichte zu schreiben, und von daher ist es nur folgerichtig, dass es nach anderen prominenten Personengruppen – Juristen, Literaten, Politiker – nunmehr um diejenigen geht, die professionell dafür zuständig sind, Geschichte zu schreiben.

Wenn ich mich bei meinem Vortrag aber nur auf die Zunft der akademischen Historiker in Gießen beschränken würde, liefe er vielleicht Gefahr, allzu sehr auf eine akademische Selbstbespiegelung hinauszulaufen. Nun heißt der Vortrag aber nicht Gießener „Historiker“, sondern „Geschichtsdeuter“. Diese etwas andere Begrifflichkeit ist nicht ohne Absicht gewählt, denn sie weitet das Feld erheblich aus. Geschichtsdeutung ist kein Privileg von Historikern, auch wenn sie eine Art professionelles Präjudiz besitzen mögen, denn Geschichte deuten wir alle, wenngleich nicht immer explizit. Aber sei es unsere eigene Lebensgeschichte oder die der größeren Strukturen und Ereigniszusammenhänge, in die unser Leben eingebunden ist – individuelle und kollektive Vergangenheiten werden jeweils erinnert, und dies ist stets mit Deutungen verbunden.

Gerade in Gießen ist dies auch Gegenstand systematischer und umfangreicher Forschungen gewesen, denn hier hat es über zwölf Jahre – von 1997 bis 2008 – den Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ gegeben. Überlie-

ferung und Erinnerung hat auch mit Konflikten um die richtigen Deutungen zu tun, und es sind oft gerade nicht die Historiker, die wirkmächtige, weil populäre Geschichtsbilder generieren. Neben Historikern haben auch noch andere Personen in Gießen gewirkt und gedeutet. Es sind zum Beispiel auch Philosophen gewesen, die tiefgründige Deutungen von Geschichte vorgelegt oder über die Bedingungen der Möglichkeit, Geschichte zu deuten, skeptisch reflektiert haben. Zwei Philosophen, deren Namen mit Gießen eng verbunden sind, sollen deshalb gleichfalls in das Panorama aufgenommen werden: Hans Blumenberg und Odo Marquard. Odo Marquard kommt insofern eine Sonderrolle zu, als ich ansonsten noch lebende Personen nicht zum expliziten Gegenstand meiner Ausführungen machen möchte. Historiker beschäftigen sich – zumal diejenigen mit einem Schwerpunkt in der Geschichte der Frühen Neuzeit – professionsbedingt eher mit Personen, die nicht mehr leben, weil sie sich da eher ein Urteil zutrauen. Die folgenden Ausführungen, die sich in drei Teile gliedern, zielen natürlich nicht auf Vollständigkeit und notgedrungen ist die Auswahl subjektiv. Im ersten, umfangreichsten Teil geht es um besonders prominente oder in bestimmter Hinsicht auch besonders prägnante Historiker und Geschichtsdeuter, in einem zweiten Teil um die beiden schon genannten Gießener Philosophen als philosophische Geschichtsdeuter, und in einem kurzen dritten Teil soll ein „Überraschungsgast“ im Fokus stehen.

1. Historiker

1.1 Theodor (Diederich) Reinkingk (1590–1664)

Sie werden es verstehen, wenn ein Frühneuzeitler wie ich sich nicht allein auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts kapriziert, sondern

* Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Gießener, die Geschichte schrieben“, gehalten am 21. Januar 2013 im Konzertsaal des Gießener Rathauses. Die Vortragsform ist weitgehend beibehalten.



Abb. 1: Frontispiz-Seite von Diederich Reinkingk's „Tractatus de regimine seculari et ecclesiastico“: Neuzeitliches Reichsstaatsrecht, 1619 in Gießen verfasst.

auch den älteren Jahrhunderten seine Aufmerksamkeit schenkt. Schließlich ist die 1607 gegründete und nach ihrem landesherrlichen Gründer als „Ludoviciana“ titulierte Universität auch ein Kind der Frühen Neuzeit. Für unser Thema ist es nun nicht ganz unerheblich, dass für die Gründungsgeschichte durchaus bestimmte Deutungen der Geschichte – vor allem des Heiligen Römischen Reiches – eine Rolle gespielt haben. Bekanntlich sah sich der lutherische Landgraf Ludwig zur Neugründung einer Universität genötigt, als die bisherige Landesuniversität Marburg infolge des Konfessionswechsels seines Kasseler Vettern Moritz ebenfalls reformiert wurde. Es waren nicht nur theologische Gegensätze, die zu tiefgreifenden Spannungen zwischen den nunmehr zwei hesischen Universitäten gerade in den Anfangs-

jahren der Ludoviciana führten. Die Reformierten begegneten schon deshalb Kaiser und Reich mit spürbarer Reserviertheit, weil sie in das Reichsgrundgesetz des Augsburger Religionsfriedens von 1555 nicht einbezogen waren, und sie orientierten sich beispielsweise in Fragen der Struktur und Legitimation dieses politischen Systems eher an modernen und rationalen politischen Theorien, wie sie der Franzose Jean Bodin vertrat, als an der Berufung auf Tradition. Vor allem die Stellung des katholischen Kaisers wurde gegenüber der der Reichsstände nivelliert und das Reich geradezu zu einem Bund unabhängiger Fürsten stilisiert. In Gießen aber blieben die Lutheraner kategorisch kaisertreu, und an der Ludoviciana wurde diese politische Ausrichtung theo-

retisch fundiert – und zwar mithilfe einer historischen Deutung des Reiches.

Derjenige, der sich dabei besonders hervorgetan und reichsweite Bedeutung erlangt hat, ist Diederich Reinkingk gewesen. Gebürtig aus dem Baltikum hat er nach Studium in Köln und Marburg 1616 in Gießen promoviert und erhielt hier schon 1617 mit 27 Jahren eine außerordentliche Professur für Römisches Recht, Lehnrecht und Öffentliches Recht an der juristischen Fakultät. Freund und Förderer war der starke Mann der Gießener juristischen Fakultät, Gottfried Anton (1571–1618), dessen lutherische Kaiser- und Reichstreue Reinkingk teilte. 1619 erschien in Gießen jenes Werk, das Reinkingk's Ruhm begründete, der „Tractatus de regimine seculari et ecclesiastico“. In ihm versuchte Reinkingk, die mittelalterliche Kaiser-

und Reichsideologie zur Grundlage eines neuzeitlichen Reichsstaatsrechts zu machen. Ausdrücklich hielt er an der Idee der so genannten „Translatio Imperii“ fest: Das Reich sei „heilig“, weil es einen festen Ort in der Heilsgeschichte habe. Es sei jenes vierte Weltreich, das gemäß der Weissagung aus dem Buch Daniel nach den anderen dreien (Babylonisches, Persisches, Griechisches Weltreich) folge, denn das Reich sei die unmittelbare Fortsetzung des römischen als letzten Weltreiches; dieses sei auf Karl den Großen übergegangen (deshalb „Heiliges Römisches Reich“) und von ihm auf die Deutschen übertragen worden. Mit dem Ende des Reiches ende auch die Geschichte überhaupt, denn dann folge der Jüngste Tag, das Ende der Welt. Aus dieser heilsgeschichtlichen Stellung beziehe das Reich seine universale Bedeutung, die es vor allen anderen christlichen Staatswesen auszeichne.

Explizit wendete sich Reinkingk damit gegen Bodin, der die „Translatio“ als Geschichtsmythos entlarvt und die damit behauptete Vorrangstellung des Reiches aus französischer Perspektive einer ätzenden Kritik unterzogen hatte. Auch in einem zweiten Punkt argumentierte Reinkingk gegen Bodin: Er hielt an der zentralen Stellung des Kaisers fest, gegen alle staats-theoretischen Entwürfe, die im Reich eine Aristokratie der Reichsstände sahen. Für Reinkingk blieb der Kaiser der „*summus Magistratus orbis christiani, legibus solutus*“, denn nur er verfüge über die „*potestas pacis et belli*“, das Recht zu Kriegserklärung und Friedensschluss.

In vielerlei Hinsicht mutete dieses Festhalten an den mittelalterlichen Traditionen und Legitimationen des Reiches bei seiner Veröffentlichung schon anachronistisch an, moderner und zeitgemäßer wirkten Reinkingks Antipoden wie Boguslaw von Chemnitz, die das Reich dezidiert als Bund unabhängiger Fürsten konzipierten und die „Libertät“ der Reichsstände gegen den Kaiser herausstrichen. Boguslaw von Chemnitz schrieb seine Gegenschrift gegen Reinkingk Anfang der 1640er Jahre als antikaiserliche Propagandaschrift im Dienst der Schweden, denn längst war die Frage über die Verfassung des Reiches auch Bestandteil jener

kriegerischen Auseinandersetzung, des Dreißigjährigen Krieges, die seit 1618 Deutschland und Mitteleuropa verwüstete. Mit diesem Krieg hat sich dann auch Reinkingks weiterer Lebensweg schicksalhaft verknüpft. Schon in den Gießener Zeiten wurde die Politik – das heißt: der Landgraf – auf seine Talente aufmerksam, er erhielt Ratspositionen und wurde für diplomatische Missionen an den Kaiserhof verwendet. 1632 wechselte er als Kanzler in mecklenburgische Dienste und schließlich in die des dänischen Königs – als Kanzler der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Zweimal geriet er während des Krieges in längere Gefangenschaft der Schweden, die in ihm zu Recht einen besonders hartnäckigen Widersacher sahen. Als er 1664, hochgeehrt und mittlerweile auch in den Adelsstand erhoben, starb, erinnerte man sich auch in Gießen des einstigen Mitglieds der Universität und richtete eine eigene Trauerfeier aus.

Wenn man Reinkingk allerdings nur als Sachwalter einer anachronistischen mittelalterlichen Reichsideologie wertet, wird man seiner Bedeutung nicht gerecht. Er gilt als bedeutendster Vertreter der so genannten älteren „Reichspublizistik“, womit ein historisch fundiertes und argumentierendes öffentliches Recht des Reiches gemeint ist. Für die Anfänge dieses stark lutherisch geprägten Reichsstaatsrechts vor dem Dreißigjährigen Krieg spielte aufgrund seines und seiner Kollegen Wirken die Universität Gießen eine zentrale Rolle, und dies trug wesentlich zur überregionalen Ausstrahlung der Universität in ihren Anfangsjahren bei.

Die „Reichspublizistik“ hat aber auch für die Wissenschaftsgeschichte in Deutschland eine nicht unerhebliche Bedeutung gehabt. Ihre große Zeit sollte noch kommen – im 18. Jahrhundert –, als sie zu einer eigenen Wissenschaft für die juristische Behandlung aller möglichen Probleme und Konflikte im Alten Reich wurde. Da dieses Alte Reich aber so ungeheuer komplex war, weil alles irgendwie „historisch gewachsen“ war, argumentierten auch die Juristen bei der Frage, wer denn nun Recht habe, mit historischen Begründungen. Die Geschichtswissenschaft hat davon profitiert: Sie startete ihre Karriere gleichsam als Hilfswissen-

schaft des Reichsstaatsrechts, von dem sie sich dann schrittweise zu einer eigenen Wissenschaft emanzipierte. Bei dieser Verwissenschaftlichung profitierte sie jedoch vom hohen wissenschaftlichen und Methodenstandard der Jurisprudenz, den sie sich zu eigen gemacht hatte. Dies ist einer der Gründe dafür, dass die Geschichtswissenschaft in Deutschland, als sie sich denn zu Beginn des 19. Jahrhunderts als eine eigene Disziplin etablierte, Maßstäbe für die weitere Entwicklung des Faches in Europa setzte.

1.2 Gottfried Arnold (1666–1714): Geschichtsdeutung im Geist des pietistischen Nonkonformismus

Auch der zweite Geschichtsdeuter, den ich vorstellen möchte, kann deshalb unter die Gießener Geschichtsdeuter gezählt werden, weil er in seiner Gießener Zeit ein epochemachendes Werk verfasste. Gottfried Arnold, von dem nun die Rede ist, hat freilich noch kürzer in Gießen gewirkt als Reinkingk – lediglich knapp ein Jahr (1697–1698) hat er es in Gießen ausgehalten.

Dass es Arnold nach Gießen verschlug, hängt damit zusammen, dass einmal mehr die Universität Gießen für kurze Zeit ins Scheinwerferlicht einer der großen zeitgenössischen Geistesbewegungen geriet, des Pietismus. Um 1700 prägte diese sehr vielgestaltige innerprotestantische Reformbewegung, die gegen kirchliche Dogmen die persönliche Frömmigkeit des Einzelnen betonte, das geistige Klima in Deutschland. Ihre Einflüsse auf die weitere deutsche Geistesgeschichte, etwa auf die Ausgestaltung der deutschen Literatursprache, können kaum hoch genug eingeschätzt werden. Zentralfigur dieser Geistesbewegung ist Philipp Spener (1635–1706) gewesen, der von 1666 bis 1686 als im Wortsinn „unorthodoxer Pfarrer“ in Frankfurt gewirkt hatte und von dort ein höchst einflussreiches Netzwerk über ganz Deutschland spann. Am Darmstädter Hof war es die Regentin Elisabeth Dorothea, die er für seine Ideen gewann, und mit Hilfe des Darmstädter Hofes, der zeitweilig kriegsbedingt in Gießen residierte, gelang es dann

auch, dem Pietismus zuneigende Professoren in Gießen zu etablieren. Die Ludoviciana wurde somit zur ersten deutschen Universität, an der der Pietismus Fuß fasste und schließlich über eine gezielte Berufungspolitik zum beherrschenden Faktor wurde.

In diesen Kontext gehört auch die Berufung Gottfried Arnolds 1697 nach Gießen. Arnold hatte in Wittenberg Theologie studiert, war dann unter den Einfluss Speners geraten, und mit Erbauungsschriften vor allem zur Vorbildhaftigkeit der Urchristengemeinden hervorgetreten, die ein Christentum jenseits von staatlicher Reglementierung und institutionell-dogmatischer Verfestigung praktizierten. Nach Gießen kam er als Quereinsteiger aufgrund direkter Einflussnahme des Landesherrn, der für Arnold auch gleich eine neue Professur für Universalgeschichte einrichtete. Arnold war für eine Universitätskarriere jedoch nicht gemacht, zumal nicht an einer Universität, an der das Klima von Parteienkonflikten zwischen Pietisten und Orthodoxen geprägt war. Dass Arnold innerhalb des Pietismus – obwohl persönlich allen Streitigkeiten abhold – der radikalen Spielart zuneigte, macht sein monumentales Hauptwerk, die „Unpartheyische Kirchen- und Ketzergeschichte“ deutlich. Dieses epochemachende Werk ist zum Großteil wohl in seiner kurzen Gießener Zeit entstanden, jedenfalls datiert das programmatische Vorwort vom März 1698 (die Jahreszahl 1697 in der Druckfassung ist offenbar ein Versehen) aus Gießen. Arnolds Kirchengeschichte war ein Skandalon, denn er zeichnete die Geschichte der christlichen Kirchen als ständige Niedergangsgeschichte vom Ausgangspunkt der Urkirche, verursacht durch institutionelle und dogmatische Verfestigung, allzu große Staatsnähe und ein oft gewaltsames Vorgehen gegen Abweichler. Der Kirche seiner Gegenwart stellte er das Urchristentum als Idealbild gegenüber, eine vom Heiligen Geist begabte und martyrbereite reine Gemeinde, die durch die Konstantinische Wende und die damit aufkommende Staatskirche mit ihrer hierarchischen Organisation, ihrem Zwang zu Dogma und reglementiertem Kult korrumpiert worden sei. Eine solche Niedergangsgeschichte hatte auch

schulen erst recht unzulänglich und der Erleuchtung eines Christenmenschen nicht dienlich. „Der E[c]kel vor dem hochtrabenden ruhmstüchtigen Vernunft-Wesen des Akademischen Lebens“ sei bei ihm täglich gewachsen, auch die Studenten hätten ihn enttäuscht, weil sie sich bloß auf „Nachschwätzen“ beschränkten. Wenn seine pietistischen Kollegen sich bemühten, dieses schlechte Schulwesen zu verbessern, dann verweigere er sich dem, um sich nicht fremder Sünden teilhaftig zu machen. Dahinter steckte auch die Enttäuschung über das Verhalten seiner pietistischen Kollegen, die sich in den inneruniversitären Machtkämpfen nicht anders verhielten, als deren orthodoxe Widersacher. Im Unterschied zu einigen seiner pietistischen Wegbegleiter zog Arnold allerdings nicht die radikalen Konsequenzen, die er postulierte. Einen endgültigen Bruch mit der Kirche – also: Separatismus – vollzog er nicht. Nach seinem selbst gewählten Rückzug aus dem öffentlichen akademischen Amt fand er schließlich doch seinen Frieden auf einer Pfarrstelle im fernen Brandenburg, wo er 1714 starb.

Seine *Unpartheiische Kirchen- und Ketzergeschichte* jedoch entfaltete rasch eine beträchtliche öffentliche Wirkung, nicht zuletzt, weil Arnold die vier Bände auf Deutsch für ein breiteres Publikum und nicht im gelehrten Latein geschrieben hat. Peter Moraw hat das Werk in seiner Gießener Universitätsgeschichte als „folgenreichstes Buch“ im ersten Jahrhundert der Ludoviciana charakterisiert (Moraw, S. 77), denn es wurde zu einem Schlüsselwerk der Aufklärung, die sich ja auch die Emanzipation von Dogmen und Autoritäten auf die Fahnen geschrieben hatte. Zudem lud die Parteinahme Arnolds für die Außenseiter zur Identifikation derjenigen ein, die sich selbst als Nonkonformisten sahen. Berühmt und oft zitiert ist die einschlägige Erwähnung in Goethes Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“:

„Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände geriet, es war Arnolds ‚Kirchen- und Ketzergeschichte‘. Dieser Mann ist nicht ein bloß reflektierender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten

sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhaften Begriff erhielt.“

(Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Teil 2, Buch 8)

Auch andere Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts – angefangen von Friedrich dem Großen über Lessing bis zu Herder und Schleiermacher – haben sich von dieser zutiefst nonkonformistischen Geschichtsdeutung inspirieren lassen.

1.3 Völkische Historiker im Schatten des Dritten Reiches: Hermann Aubin und Theodor Mayer

Wenn ich nun zum Sprung in das 20. Jahrhundert ansetze, wird es, zumindest im akademischen Bereich, deutlich weniger nonkonformistisch zugehen. Ich möchte zwei bedeutende Historiker vorstellen, die exemplarisch für Karrieren stehen, die vor dem Dritten Reich in Gießen begannen, im Dritten Reich dann fortgesetzt wurden und mehr oder minder bruchlos in der Bundesrepublik weiterbetrieben wurden.

Hermann Aubin (1885–1969) und Theodor Mayer haben nacheinander von 1925 bis 1934 den Gießener Lehrstuhl für Mediävistik innegehabt. Für beide war er das Sprungbrett zu einflussreichen Positionen im Fach. Beide haben weitere Gemeinsamkeiten vorzuweisen – jeweils gebürtig in der Donaumonarchie, mit wegweisenden Impulsen für eine Modernisierung landesgeschichtlicher Forschung, gespeist aus politisch bzw. ideologisch anfälligen Bekenntnissen zu einer „Volksgeschichte“. Als Aubin 1925 nach Gießen berufen wurde, war er keineswegs Favorit, weil er als Neuerer galt. Sein bisheriges Wirken als Direktor des von ihm aufgebauten Instituts für geschichtliche Landeskunde in Bonn hatte zu einer Konzeption von Landesgeschichte geführt, das in hohem Maße interdisziplinär auf Kooperation mit ebenfalls historisch arbeitenden Nachbarfächern wie der Historischen Geographie, der Sprachgeschichte oder der Volkskunde ausge-

richtet war. Dies war ausgesprochen innovativ und ähnelt in mancherlei Hinsicht den wissenschaftlichen Konzeptionen der sich zeitgleich formierenden französischen Annales-Schule. Aber Aubin konzipierte seine neue geschichtliche Landeskunde dezidiert in einem spezifischen politischen Kontext: es ging stets darum, gegen französische (und belgische) Annexionsansprüche möglichst breit fundierte historische Argumente für den deutschen Charakter der westlichen Grenzregionen beizubringen. Von daher mutet es paradox an, dass Aubin die Gießener Position erhielt, weil sein Konkurrent Baethgen dem Kultusministerium als zu deutschnational galt. An Selbstbewusstsein mangelte es Aubin freilich nicht: Sein Haus, das er sich in der Gießener Friedrichstraße einrichtete, diente als Modell für das „Haus des geistigen Arbeiters“, das 1926 auf der Düsseldorfer GeSoLei – der Messe für Körper, Gesundheit und Leibesübungen, der größten Messe der Weimarer Zeit überhaupt – gezeigt wurde.

Schon in den Gießener Jahren erschloss sich Aubin mit der Ostkolonisation das neue Forschungsfeld der deutschen Geschichte im Osten, das dann 1929 zur Berufung nach Breslau führte, wo er zu einem der führenden Vertreter der historischen Ostforschung wurde. Wie andere bekannte deutsche Vertreter der Volksgeschichte und Ostforschung stellt sich auch Aubin nach 1933 in den Dienst nationalsozialistischer Volkstumspolitik, lieferte die Ostforschung doch die historische Legitimation für die Kolonisations- und Genozidpolitik der Nationalsozialisten.

Sein Nachfolger in Gießen wurde der nahezu gleichaltrige Theodor Mayer (1883–1972), der wissenschaftlich und politisch den von Aubin geebneten Pfaden folgte. Auch er – von Hause aus Wirtschaftshistoriker – vertrat eine moderne Form geschichtlicher Landeskunde, und zentrale Begrifflichkeiten wie etwa die des mittelalterlichen „Personenverbandsstaats“ sind von ihm geprägt worden. Wie Aubin sah er sich jedoch auch als politisch wirkender Historiker, und mehr noch als dieser identifizierte sich Mayer, im Übrigen bekennender Antisemit, mit dem Nationalsozialismus. Noch in seiner Gießener Zeit vertrat er 1934 kurzfristig den Rektor,



Abb. 3: Der Historiker Theodor Mayer war in die schlimmste Diktatur der deutschen Geschichte verstrickt (hier 1939 mit Marburger Rektorenkette).

was ohne offenes Bekenntnis zum Nationalsozialismus schon nicht mehr möglich war, und machte seine weitere akademische Karriere, die ihn über Freiburg 1938 nach Marburg führte, folglich in enger Anlehnung an das Dritte Reich. In Marburg amtierte er von 1939 bis 1942 als Rektor der Universität, wechselte dann nach Berlin, wo er Präsident der Monumenta Germaniae historiae wurde und auch die Organisation des „Kriegseinsatzes“ der Historiker leitete.

Weder wissenschaftliche Qualität noch unbestreitbare fachliche Innovativität boten also in beiden Fällen eine Gewähr gegen die Verstrickung in die schlimmste Diktatur der deutschen Geschichte und ihr gerade im Osten genozidales Wirken. Dies muss den Historiker schon nachhaltig irritieren – mehr aber noch, dass beide Kollegen auch in der Bundesrepublik hochangesehene Schlüsselfiguren des Fachs blieben. Bei Theodor Mayer war es immerhin so, dass sein öffentliches Wirken im Dritten Reich es verhinderte, dass er wieder ei-

ne Professur erhielt oder sonst eine universitäre Position; aber seit 1951 organisierte er den Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, und dieser etablierte sich mit seinen jährlichen Tagungen auf der Reichenau zum wichtigsten Kommunikations- und Karriereforum der deutschen Mediävistik. Bis zum Frühjahr 1968 leitete Mayer den Konstanzer Arbeitskreis. Hermann Aubin wiederum transferierte seine Breslauer Erfahrungen in Sachen Ostforschung ziemlich nahtlos in die bundesdeutsche Wissenschaftslandschaft: Er war führend beteiligt an der Gründung des Herder-Forschungsrates und amtierte von 1950 bis 1959 als dessen erster Präsident (der Forschungsrat war Träger des 1950 in Marburg eingerichteten Herderinstituts), daneben war er von 1953 bis 1958 Präsident des Historikerverbandes und schließlich Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – alles höchst angesehene Positionen innerhalb der Zunft der deutschen Historiker. Es dauerte bis in die 1970er Jahre, bevor die jeweiligen Verstrickungen während der nationalsozialistischen Ära offen im Fach angesprochen wurden, und erst in den 1990er Jahren wurde dies dann auch Gegenstand historischer Recherche und Analyse.

1.4 Gießener Neuanfänge: Herbert Ludat (1910–1993)

Herbert Ludat, der für die Wiedereinrichtung der Geschichtswissenschaften ebenso wie der Retablierung einer Universität Gießen 1957 eine Schlüsselfigur gewesen ist, erscheint zunächst in vielen Aspekten Aubin ähnlich. Auch Ludat, Jahrgang 1910, hatte seine akademische Karriere im Kontext politisch instrumentalisierte historische Ostforschung begonnen und zwischen 1941 und 1945 zeitweilig an der neugeschaffenen Reichsuniversität Posen als Dozent für osteuropäische Geschichte gewirkt. Allerdings gab es einen grundlegenden Unterschied zu den beiden vorgenannten Kollegen: Wie selbst ein jüngst erschienenes Werk eines polnischen Kollegen (Blazej Bialkowski, 2011), der das Wirken deutscher Historiker in Posen

sehr genau unter die Lupe genommen hat, bestätigt, gehörte Ludat nicht zur Riege tümber oder williger Nazi-Historiker, die der nationalsozialistischen Volkstumspolitik und dem geistigen Grenz- und Volkstumskampf im Osten historische Legitimation verliehen. Im Unterschied zu den anderen deutschen Historikern hatte sich Ludat in seinen Forschungen stets intensiv mit der polnischen Forschung auseinandergesetzt und galt trotz aller nationalkonservativen Anwendungen geradezu als polonophil.

Es war deshalb wohl ein Glück für Gießen, dass Ludat 1956 auf einen Lehrstuhl für Agrar-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des europäischen Ostens berufen wurde. Da hatte Gießen, das 1946 zu einer „Hochschule für Bodenkunde und Veterinärmedizin“ zurückgestuft worden war, noch nicht wieder den Status einer Volluniversität erreicht. Die Einrichtung eines solchen Lehrstuhls verdankte sich durchaus den Kontexten des Kalten Krieges: Schlüsselfigur dieser Hochschule war der renommierte Pflanzenbauwissenschaftler Eduard von Boguslawski, der selbst über einschlägige osteuropäische Erfahrungen aus dem Weltkrieg verfügte, hatte er doch eine der Forschungsanstalten geleitet, die mit der Reorganisation der landwirtschaftlichen Forschung in den besetzten Ostgebieten betraut war. Da Boguslawski weiterhin zu Agrarproblemen Osteuropas und Ostmitteleuropas forschen wollte und die Möglichkeit sah, einen Forschungsschwerpunkt gerade in Gießen zu etablieren, war eine stärkere Ausrichtung auf Osteuropa in seinen Augen folgerichtig. Die Einrichtung einer entsprechenden allgemeinen Professur wie auch die Berufung Ludats als eines ausgewiesenen Kenners der ostmitteleuropäischen Siedlungsgeschichte passten in ein solches Konzept. Ludat übernahm die Leitung eines eigens gegründeten Instituts für Kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung.

Solche Gründungsimpulse, Gießen zu einer Art Spezialuniversität in puncto „Ostforschung“ zu machen und damit an problematische Traditionen anzuknüpfen, verflüchtigten sich jedoch rasch. Dies lag nicht zuletzt daran, dass Ludat nicht nur ein über sein engeres Gebiet aus-

strahlender Gelehrter war, sondern dass er weiterhin enge Kontakte zu polnischen und tschechischen Forschern hielt und damit ungute Traditionen einer völkischen Geschichte konterkarierte. Es gab somit bei der Wiederbegründung der Universität Gießen als Volluniversität 1957 bereits einen historischen Lehrstuhl, der als Kristallisationskern für eine Neuformierung eines Historischen Instituts dienen konnte. Dass 2005 mit der Gründung des Gießener Zentrums Östliches Europa dezidiert gerade an diese Tradition angeknüpft wurde, erscheint für die Geschichte der Universität Gießen dann nur konsequent.

2. Philosophiegeschichtliche Begründung der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit

2.1 Hans Blumenberg (1920–1996)

Ich möchte nun nicht die weitere Entwicklung der Historischen Wissenschaften an der Universität bis in die Gegenwart weiterverfolgen – Namen wie Peter Moraw, Helmut Berding, Volker Press oder Heinz Schilling mögen für das große fachliche Renommee stehen, das das Historische Institut bundesweit schon in den 1970er Jahren, also knapp ein Jahrzehnt nach der Neugründung, vorweisen konnte.

Ich möchte stattdessen noch einmal auf die Neugründung der Universität und der geisteswissenschaftlichen Fakultät eingehen. Anlässlich des 350. Universitätsjubiläums und der Wiederbegründung als Justus-Liebig-Universität 1957 hatte die Stadt Gießen ihre Verbundenheit mit der Universität durch Finanzierung einer Stiftungsprofessur für Philosophie bekundet. Auf diese Professur wurde 1960 Hans Blumenberg berufen, zweifellos einer der bedeutendsten Philosophen der Bundesrepublik. Gießen war seine erste ordentliche Professur, 1965 folgte er einem Ruf nach Bochum, schließlich 1970 auf den renommierten Münsteraner Lehrstuhl als Nachfolger Joachim Ritters. Wenn ich ihn hier für die Gießener Geschichtsdeuter reklamiere, dann deshalb, weil gerade das frühe Werk Blumenbergs, vor allem das in der Gießener Zeit entstandene, 1966 erschienene



Abb. 4: Der Philosoph Hans Blumenberg entwickelte die philosophiegeschichtliche Begründung der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit.

Hauptwerk „Die Legitimität der Neuzeit“, um fundamentale philosophiegeschichtliche Themen kreist. Es ist nun ein aussichtsloses Unterfangen, Blumenbergs komplexes und tiefgründiges Gedankengebäude in knapper Zeit angemessen darzustellen. Nur so viel: Ihm geht es in diesem Werk um ein Thema, das auch profane Historiker beschäftigt, nämlich Epochenschwellen. Blumenberg versucht dabei eine philosophiegeschichtliche Begründung der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit: die Neuzeit habe ihre eigene Legitimität, weil sie angesichts einer Zuspitzung theologischer Ansprüche und eines entsprechend nötigen Gottesverständnisses die Epoche der Selbstbehauptung des Menschen darstelle. Diesen Gedanken führt er in einer Studie über theologischen Absolutismus und humane Selbstbehauptung aus, ergänzt um zwei weitere Abhandlungen zur Legitimität dieser Neuzeit: der Kritik an der Gleichsetzung von Neuzeit mit Säkularisierung und einer Analyse des Prozesses

der theoretischen Neugierde als entscheidendem Movens neuzeitlicher Rationalität.

Die Schriftstellerin Sybille Lewitscharow hat dem alternden Philosophen Blumenberg jüngst ein literarisches Denkmal gesetzt, das die zunehmende Menschseue und Unnahbarkeit Blumenbergs in seiner Münsteraner Zeit beschreibt. In seinen Gießener Jahren war davon noch wenig zu spüren, wie es jüngst erschienene Erinnerungen seines Schülers Ferdinand Feldmann vor Augen führen:

„An der wiederbegründeten Philosophischen Fakultät [...] herrschte Aufbruchstimmung [...]. Was uns faszinierte, war die unakademische Art des Umgangs, die zu dieser Zeit keineswegs üblich war. [...] Bei unseren Zusammenkünften gab es oft homerisches Gelächter, das durch das Treppenhaus der alten Villa auf der Ludwigstraße schallte, in der das Philosophische Seminar untergebracht war. Die Kollegen aus den anderen Fächern haben das mit Staunen zur Kenntnis genommen [...]. Blumenberg war also nicht der Typus eines verköcherten Professors, obwohl sein Lesepensum damals schon enorm war. Sein Hauptinteresse galt der Spätantike und dem Spätmittelalter, an denen er die Gesetze geistesgeschichtlicher Umbrüche demonstrierte.“ (Feldmann, S. 49)

2.2 Odo Marquard (geb. 1928)

Dass in Blumenbergs philosophischem Werk das philosophiegeschichtliche Interesse in der späteren – Münsteraner – Zeit immer mehr gegenüber der philosophischen Anthropologie in den Hintergrund trat, mag auch mit der Rezeption seines Gießener Nachfolgers Odo Marquard zusammenhängen, der von 1965 bis 1993 in Gießen wirkte und gleichfalls einer der originellsten und wirkmächtigsten Philosophen in der Bundesrepublik gewesen ist – vor allem mit seiner geschliffenen Sprache und Formulierungskunst. Auch Marquard möchte ich für die Gießener Geschichtsdeuter reklamieren, denn zweifellos hat er sich mit Geschichtsdeutung oder besser: ihrer Möglichkeit und ihren Voraussetzungen, ausgiebig auseinandergesetzt. 1973 erschien sein einschlägiges Werk „Schwierigkeiten mit der Geschichtsphiloso-

phie“, in dem er mit Blick auf die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, aber auch die 68er die abnormen Ansprüche und Auswüchse der Geschichtsphilosophie mit ironischem Skeptizismus zu verabschieden suchte. Ein Beispiel für diese philosophische Ironie ist die Verfremdung des zentralen Marx’schen Diktums: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kömmt aber darauf an, sie zu verändern.“ Bei Marquard wird daraus: „Die Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden verändert; es kömmt aber darauf an, sie zu verschonen.“ (Marquard, S. 81)

Wesentlicher Impuls war dabei nicht eine gänzliche Infragestellung von Geschichtsdeutung, sondern eine Entlastung von solchen Geschichtsdeutungen, die unzumutbare Ansprüche formulieren – etwa, indem sie Geschichte als Weltgericht, als Theodizee-Ersatz nach dem Tod Gottes auffassen. Der Hauptteil des Werkes endet folglich mit einer gegenüber solchen Ansprüchen skeptischen, zugleich ausgesprochen ironischen Bestimmung des Verhältnisses von Philosophen und Historikern:

„Zu den geschichtlichen Formationen, die unterm Eindruck von Unzulänglichkeiten der Geschichtsphilosophie entstanden sind, gehörte und gehört ... der historische Sinn: die Mäßigung der Geschichtsphilosophie zur Historie. Ich halte es ... unter dem Eindruck, dass erste Philosophien zwar penetrant, letzte Philosophien aber geradezu unausstehlich sind, für ausgesprochen gut und richtig, dass hier, was den heutigen Tag betrifft, zunächst der Philosoph redet und dann der Historiker, dass also der Philosoph meinethalben das erste Wort hat, jedenfalls aber nicht das letzte.“ (Marquard, S. 81f)

3. Matthias Beltz (1945–2002)

Ich könnte es nun bei diesem für meine Zunft, die Historiker, recht positiven Fazit als Abschluss des Vortrags belassen, möchte aber doch noch auf den von mir angekündigten Überraschungsgast zurückkommen. Georg Büchner ist es nicht. Das wäre im Büchner-Jahr ja keine Überraschung, obwohl auch er mit seinem bekannten Fatalismusbrief – in Gießen

geschrieben, Sie werden die berühmten Formulierungen über den „größlichen Fatalismus der Geschichte“ kennen – oder dem Revolutionsdrama „Dantons Tod“, gleichfalls aus der Gießener Zeit, zweifellos unter die herausragenden Geschichtsdeuter gezählt werden kann. Schließlich war es auch Büchner, der 1835 postulierte, der dramatische Dichter sei nichts anderes als ein Geschichtsschreiber. Aber das letzte Wort soll heute eben nicht er, sondern ein



Abb. 5: Kabarettist Matthias Beltz: „Ich selber komme aus Gießen an der Lahn, hatte also eine schwere Kindheit.“

anderer Gießener erhalten, und zwar aus dem nicht-akademischen Bereich, obwohl er studierter Jurist gewesen ist. Er ist bislang in dieser Vorlesungsreihe nicht vorgekommen, obwohl er seine gesamte Jugend in Gießen verbracht hat und auch ihn eine gewisse Hassliebe mit dieser Stadt wie überhaupt mit Hessen verbunden hat:

„Ich selber komme aus Gießen an der Lahn, hatte also (auch) eine schwere Kindheit. Gießen war nach dem letzten Weltkrieg ein Zentrum der deutsch-amerikanischen Besatzungsfreundschaft. Der Stern hatte in den 50er Jahren Gießen „das Shanghai an der Lahn“ genannt. Wir hatten nämlich bei uns in Gießen pro Jahr und Kopf der Bevölkerung mehr Ermordete als die da in Frankfurt. Das war die große Zeit von Gießen und ist auch vorbei und vergangen.“ (Beltz, S. 53)

Ich nehme an, die meisten werden an der geschliffenen Sprache, aber auch dem abgründigen oder auch bössartigen Witz, erkannt haben, um wen es hier geht: Matthias Beltz, der bis zu seinem frühen Tod 2002 einer der profiliertesten deutschen bzw. hessischen Kabarettisten gewesen ist. Die Familie kam in den Nachkriegswehen 1945 nach Gießen, hier ist er sozialisiert worden und zur Schule gegangen, ab 1955 dann auf das Alte Realgymnasium (die spätere Herderschule). Dann verschlug

es ihn irgendwann nach Frankfurt, und hier geriet er in die innersten Zirkel der 68er und Frankfurter Spontibewegung. Gemeinsame Bekannte aus diesen Tagen waren etwa Joscha Fischer und Daniel Cohn-Bendit.

Nicht unähnlich Büchner arbeitete sich auch Beltz wohl zeitlebens an der Utopie einer Revolution ab, und wie bei Büchner verarbeitete er den Zwiespalt zwischen einem Aufbegehren gegen als ungerecht empfundene Zustände und einer immer tieferen Skepsis gegenüber allem Fortschritt in der Geschichte zum Besseren literarisch – eben als Kabarettist. Gerade deshalb finden sich in seinen Programmen immer wieder geradezu geschichtsphilosophische Reflexionen, etwa wenn er die von Politikern in der Geschichte immer wieder beschworene deutsche Mittellage in Hessen potenzierte:

„Hessen hat nur deutsche Grenzen, [...] es ist also umzingelt von lauter Deutschen und ist so extrem deutsch, denn auch Deutschland ist geprägt durch seine europäische Mittellage. [...] Entscheidend ist, dass Hessen ein Ort des Durchgangs ist, Völkerwanderungen und Kriegsbewegungen stapften hier durch [...], aber nie war Hessen das Ziel, [...] in Gießen an der Lahn war das letzte Durchgangs- und Aufanglager für DDR-Flüchtlinge, aber auch für die war Gießen nie das Ziel.“ (Beltz, S. 24)

Gießen also als leere Mitte inmitten Hessens, Deutschlands und sogar Europas – aber als tröstliches Fazit: „So hat das Hessische auch etwas sehr Vorbildliches. Es erleichtert die Einsicht, dass ganz Europa bloß eine Halbinsel Asiens ist.“ (Beltz, S. 26)

Literatur:

Beltz, Matthias: Gut und Böse. Gesammelte Untertreibungen in zwei Bänden, hrsg. v. Volker Kühn, Frankfurt am Main 2004.

Bialkowski, Blazej: Utopie einer besseren Tyrannis. Deutsche Historiker an der Reichsuniversität Posen (1941–1945), Paderborn [u.a.] 2011.

Blumenberg, Hans: Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt am Main 1988.

Carl, Horst: Der Gründer: Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, in: Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, herausgegeben im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Maria Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main 2007, S. 16–21.

Fellmann, Ferdinand: Porträt Hans Blumenberg, in: Information Philosophie (2008) Heft 3, S. 49–54.

Felschow, Eva-Marie; Lind, Carsten, Ein hochnutz, nötig und christlich Werck. Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren. Ausstellungsband der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.

Kronenberg, Thomas: Toleranz und Privatheit. Die Auseinandersetzung um pietistische und separatistische Privatversammlungen in hessischen Territorien im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, Darmstadt 2005.

Lenger, Friedrich, Hermann Aubin und Theodor Mayer: Landesgeschichte – Volksgeschichte – politische Geschichte, in: Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, herausgegeben im Auf-

trag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Maria Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main 2007, S. 114–119.

Mack, Rüdiger: Pietismus und Frühaufklärung an der Universität Gießen und in Hessen-Darmstadt, Gießen 1984.

Marquard, Odo: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie, Frankfurt am Main 1973.

Moraw, Peter: Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Gießen 1990.

Sargk, Corina: Forschung und Lehre im Fach Geschichte an der Universität Gießen 1870–1933, Magisterarbeit Gießen 2007.

Bildnachweis:

Abb. 1: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts http://vd17.bibliothek.uni-halle.de/pict/2003/3:622520A/3-622520A_001_X.jpg

Abb. 2: Staatl. Kupferstichkabinett München

Abb. 3: Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, herausgegeben im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Maria Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main 2007, S. 118.

Abb. 4: <http://www.heise.de/tp/artikel/26/26847/1.html>, © Suhrkamp Verlag

Abb. 5: Kleinkunstabühne Meiderich

Kontakt:

Prof. Dr. Horst Carl

Historisches Institut

Otto-Behaghel-Straße 10C

35394 Gießen

Tel. 0641/99-28190

horst.carl@geschichte.uni-giessen.de